

# Solidarität



## Organ Des Verbandes Der graphischen Hilfs- Arbeiter und -Arbeiterinnen Deutschlands

Erscheint wöchentlich Sennabends • Bezugspreis monatlich 0,50 RM. ohne die Bestellgebühr • Anzeigen: die 3 gespaltene Petitzeile 1,- RM. Todes- und Versammlungsanzeigen die Zeile 0,10 RM. • Sämtliche Postanstalten nehmen Abonnements an • Nur Postbezug ist zulässig

Nr. 19 • 35. Jahrgang

Berlin, den 11. Mai 1929

### Kommt das internationale Druckpapierkartell?

(Neue Bestrebungen, die Druckpapierfabrikanten zusammenzuschweißen.)

In Deutschland haben sich zwei der wichtigsten Druckpapierfabrikanten fusioniert, die Feldmühle in Stettin und die Papierfabrik Reisholz im Rheinland. Beide Unternehmungen beherrschen das deutsche Druckpapieryndikat, und zwar so, ein äußerst eigenartiger Fall, daß ihre tatsächlichen Lieferungen höher sind als die ihnen zugestandene Quote. Die Lieferungen von Reisholz und Feldmühle dürften wohl zwischen 30 und 35 Proz. des gesamten Syndikatsabfahes liegen. Nach der Fusion haben beide das Syndikat wohl unumschränkt in der Hand. Man hat die Fusion damit zu rechtfertigen versucht, daß Feldmühle und Reisholz nicht mit einer Erneuerung des Syndikats rechnen. Das schließt aber nicht die andere Annahme aus, daß man in Stettin und Düsseldorf von neuem die Bestrebungen aufgenommen hat, zu einem internationalen Druckpapierkartell nach Muster des Internationalen Eisenpakts oder des neuen, mit sowjetrussischer Hilfe zustande gebrachten Eisyndikats zu kommen.

Die Bestrebungen sind sozusagen uralte. Soweit die Pläne in der Öffentlichkeit bekannt wurden, zielten sie auf eine Preisüberhöhung für Druckpapier hin. In der Kartellsprache hat man dafür das schöne Wort Regulierung des Abfahes. In jedem Kartell wird aber Regulierung des Abfahes nur eine Preisüberhöhung sein, solange den kapitalistischen Instinkten nicht durch die Gewerkschaften ein entsprechendes Gegengewicht entgegengesetzt wird. Die Bestrebungen gehen auf die Abflachung der Druckpapierpreise zurück, die seit geraumer Zeit auf den Weltmärkten festzustellen ist. So betrug im Frühjahr 1929 der Preis nur 3,25 Dollarcent für ein englisches Pfund (1 englisches Pfund = 454 deutsche Gramm) ab amerikanischer Fabrik gegenüber etwa 3,45 Dollarcent im Jahre 1926 und 1927. Man rechnet auch mit einer weiteren Preisermäßigung, nachdem die Amerikaner schon vor kurzem die Preise abermals senkten. Deutschland ist an diesen Preisermäßigungen, soweit die Produzenten in Frage kommen, gar nicht interessiert. Die deutsche Druckpapierindustrie ist nämlich durch einen Zoll von 20 Proz. des Einfuhrwertes geschützt. Dieser Zoll hat nicht die geringste Berechtigung. Er gestattet jedoch der deutschen Druckpapierindustrie, den Inlandspreis beliebig hoch zu halten. Diese Industrie führt heute Druckpapier aus zu Preisen, die weit unter den Inlandspreisen liegen. Die deutschen Verbraucher bezahlen den Export der deutschen Druckpapierfabriken. Deshalb der deutsche Inlandspreis von etwa 31 M. für einen Doppelzentner, der stark übersteht ist.

Gerade die Druckpapierindustrie hat ihre Arbeitsmethoden derart verbessert und ausgebaut, daß die Herstellungskosten stark gesunken sein müssen. Die Leistung pro Kopf hat sich gegenüber dem Krieg stark erhöht, trotzdem der Preis von 31 M. bzw. von 3,25 Dollarcent, der zu den Vorkriegspreisen in schroffem Gegensatz steht. Ein Preis zusammenbruch, der einen internationalen Zusammenstoß und eine internationale Preisregulierung rechtfertigen würde, liegt nicht vor. Wir wissen, daß die deutschen Druckpapierfabrikanten in den letzten Jahren sehr gut verdient haben. Die von ihnen gezahlte Dividende bedeutet für Deutschland eine Rekorddividende. Mit Staunen hat die Öffentlichkeit vor Jahresfrist erfahren, daß das Druckpapieryndikat ein Mehrfaches seines Aktienkapitals verdient hat. Zudem sind die Ausfichten für die Druckpapierindustrie in der ganzen Welt äußerst günstig. Der Bedarf wächst in einem Maße, daß die Produktion ihm kaum folgen kann. Wenn man trotzdem zu einem internationalen Kartell und zu einer

internationalen Preisregulierung kommen will, so heißt das nur brutale Ausnutzung der Konjunktur, zum Schaden der verarbeitenden Industrie, also in der Hauptsache des Zeitungsgewerbes und der Verbraucher.

Der Preisrückgang für Druckpapier auf den internationalen Märkten, von dem Deutschland infolge seines Zolls verschont bleibt, erhält seine Anregung aus Kanada, und zwar spielt sich hier ein Kampf zwischen den kanadischen und nordamerikanischen Druckpapierproduzenten ab, der natürlich auf den Preis drückt. Man darf die gegenwärtige Jahresproduktion von Druckpapier in der Welt mit etwa 6,5 bis 7 Millionen Tonnen annehmen. Davon dürfte Kanada allein 2,3 Millionen Tonnen liefern. Auf die nordamerikanische Union entfallen etwa 1,4 Millionen Tonnen. Das war nicht immer so. Noch im Jahre 1921 erzeugte Kanada etwas mehr als 800 000 Tonnen. Dann erfolgte bis 1927 eine Steigerung der Produktion bis über 2 Millionen Tonnen. Kanada hat einen ungeheuren Vorrat von Wald und Wasserkraften und damit die besten Voraussetzungen für die Papierfabrikation. Da Kanada aber sein Papier nicht selbst verbrauchen kann, wird der größte Teil nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika ausgeführt. Nordamerika erzeugte 1926 noch 1,7 Millionen Tonnen. Seitdem geht die Produktion in dem Maße zurück, wie sich der Export von kanadischem Druckpapier nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika steigert.

Ähnliche Verhältnisse wie in Amerika finden wir auch in Europa. Hier sind die größten Druckpapierfabriken in England und Deutschland. Beiden fehlt z. T. der Rohstoff, über den die skandinavischen Länder, weiter Finnland, die Randstaaten, Polen und Rußland verfügen. Bekannt ist ja, daß die Länder mit Rohstoffreichtum stark dabei sind, eine Druckpapierindustrie zu entwickeln. Das ist in Schweden, weiter in Finnland gescheit. Entsprechende Versuche macht man auch in Rußland, wenn man den von russischer Seite in die Welt gesehten Prophezeiungen auf Grund anderer Erfahrungen auch skeptisch gegenüberstehen muß. Bei der Entwicklung einer Druckpapierindustrie im Norden und Osten Europas spielt auch der Zoll eine wichtige Rolle. Die Länder sind bereits dazu übergegangen bzw. wollen dazu übergehen, auf die Ausfuhr von Holz einen Zoll zu legen. Dieser Zoll wird natürlich der Druckpapierindustrie in den europäischen Ländern, die nicht über genügende Rohstoffe verfügen, das Leben schwer machen. Schließlich liegen auch z. B. in Polen die Löhne so niedrig, daß diese Länder das Papier zu einem Preis liefern können, den die rohstoffarmen Länder für das Rohmaterial plus Zoll zahlen müssen. Andererseits handelt es sich um Länder, die unter Devisenknappheit leiden. Das zeigt an, die Waren zu Dumpingpreisen, d. h. unter Weltmarktpreisen und Gestehungskosten, auf die Märkte zu werfen, nur um Devisen hereinzubekommen. Wenn Rußland gegenwärtig z. B. Dumping mit Streichhölzern treibt, so kann es gegebenenfalls auch Dumping mit Druckpapier treiben. Der verarbeitenden Industrie könnte ein solches Dumping, das nur auf Kosten der russischen Arbeiter gehen kann, recht sein. Die Druckpapierindustrie in den gefährdeten Ländern steht aber vor der Wahl, natürlich immer auf die Dauer gesehen, entweder sich mit rohstoffreichen Ländern zu vertragen oder in den rohstoffreichen Ländern Betriebe zu errichten. Wie es scheint, will man den ersten Weg gehen. Eine direkte Notwendigkeit liegt noch nicht vor. Man will erst die Produzenten in den Rohstoffländern mit den Preisen losen, ihre Profitgier und ihren Appetit antreiben. Ziel ist das internationale Ausbeutungskartell. Dajin soll es gehen. Während sind die deutschen Fabrikanten. Heute

kann man schon, allerdings mit Einschränkung, von einem europäischen Kartell sprechen. So besteht eine Vereinbarung zwischen den nordischen und mitteleuropäischen Druckpapierproduzenten. Durch sie wurde der Konkurrenz in Ungarn und auf dem Balkan ein Ende gemacht, und zwar überließen, was bezeichnend ist, die deutschen Fabrikanten ihren Kollegen in Österreich und der Tschechoslowakei die krittigen Märkte.

In Europa liegen hinsichtlich der Erzeugung die Dinge so: Der größte Produzent dürfte immer noch England sein, das auch die größte Rohstoffknappheit hat. Seine Produktion mag ungefähr um 650 000 Tonnen pro Jahr schwanken. Um seinen Bedarf zu befriedigen, muß England aber immer noch 350 000 Tonnen jährlich einführen. England hat auch den größten Verbrauch pro Kopf, der etwa 80 Proz. größer sein dürfte als der deutsche Verbrauch. Die deutsche Produktion, die 1924 nur etwa 350 000 Tonnen betrug, dürfte gegenwärtig wohl zwischen 550 000 bis 600 000 Tonnen pro Jahr liegen. Infolge der gegensätzlichen Preisentwicklung — höhere Inlandspreise und niedrigere Ausfuhrpreise — gehen davon etwa 30 bis 35 Proz. nach dem Ausland. Von den nötigen Rohstoffen muß etwas mehr als die Hälfte eingeführt werden. Hauptlieferanten sind Polen, die Randstaaten, die Tschechoslowakei und Sowjetrußland. Die französische Druckpapierindustrie kommt gegenüber diesen beiden mächtigen Produzenten kaum in Frage. Frankreich ist durchweg auf die Druckpapiereinfuhr angewiesen. Dagegen sind Finnland, Schweden und Norwegen Produzenten, die ihre Erzeugung von Jahr zu Jahr steigern. Man darf die schwedische Produktion mit etwa 250 000, die Finnlands mit etwa 220 000 und die Norwegens mit etwa 180 000 Tonnen annehmen. Rußland konnte seine Druckpapierproduktion in den letzten beiden Jahren steigern, doch ist es immer noch Einfuhrland und wird es, bei zunehmendem Druckpapierbedarf, auch weiterhin bleiben. Der Export Hollands, Österreichs, der Tschechoslowakei und Italiens dürfte vielleicht 70 000 Tonnen ausmachen; das sind Mengen, die nicht ernstlich in Frage kommen. Bei den entsprechenden Interessen dürfte sich für die europäischen Erzeuger eine Einigung leichter erzielen lassen. Das größte Importland, relativ gesehen, nämlich Frankreich, wird sich schließlich damit abfinden, wenn das internationale Kartell ihm Ellenbogenfreiheit für die Entwicklung einer Druckpapierindustrie gibt, die den Bedarf des Landes einigermaßen befriedigt. Ein anderer großer Erzeuger in der Welt, Japan, das in einigen Jahren seine Erzeugung auf 250 000 Tonnen pro Jahr steigerte, liegt zu weit ab, um die Fiktel der Kartellleute ernstlich zu stören.

Die Entscheidung der Frage, ob wir zu einem internationalen Druckpapierkartell kommen, kann nur, wie unsere Ausführungen zeigen, in nordamerikanisch-kanadischen Konkurrenzkampf fallen. Das kann sehr schnell und in positivem Sinne geschehen. Bestrebungen, wie wir sie oben für Deutschland festgestellt haben, fallen auch nicht vom Himmel.

Wir stehen also einer Entwicklung gegenüber, mit der das deutsche Zeitungsgewerbe zu rechnen hat. Die Gewerkschaften haben ihre Stellungnahme zu fixieren. Das Kartell werden sie nicht verhindern können, wenn es soweit ist. Sie können nur in das Kartell hineingehen, wofür sie sich auf die internationalen Bergarbeitergewerkschaften in der Frage eines internationalen Kohlenkartells entschließen haben. Auch in der Eisenindustrie, wo wir seit Jahr und Tag ein internationales Kartell haben, hat sich bei den Gewerkschaften allmählich die Meinung durchgesetzt, es wäre besser, sie säßen im Kartell, anstatt außerhalb des Kartells. Daraus sollen die Druckergewerkschaften lernen. Friedrich Dik.

# Deutschlands größte Zeitungsmacht

## Die deutsche Gewerkschaftspresse

Die Gewerkschaftsblätter haben sich vom Mitteilungsblatt des Vorstandes zur vollkommenen Gewerkschaftszeitung entwickelt. Sie stellen heute Deutschlands größte Zeitungsmacht dar. Das wird auch von den Gegnern anerkannt. In der Zeitschrift „Die neue Bücherchau“, Seit 3, Jahrgang 1929, befindet sich ein Artikel „Der Aufbau der deutschen Gewerkschaftspresse“. Der Verfasser würdigt die Presse des ADGB, durchaus zutreffend und übt auch Kritik. Wir lesen in dem Artikel u. a.:

„Ziffern sind lehrreich. Ziffern bestätigen oft, übersehen nach öfter. Daß es eine Gewerkschaftspresse in Deutschland gibt, wird wohl jeder gewußt haben. Welchen Umfang hat heute diese Presse hat, werden die meisten Leser der „Neuen Bücherchau“ mit Staunen erfahren. Die deutsche Gewerkschaftspresse hatte im Jahre 1927 eine Gesamtauflage von 221 180 000 Exemplaren.“

Nach einer Würdigung der 57 Sonderzeitschriften des ADGB, heißt es weiter:

„Beachtet man, daß alle diese Zeitschriften Wochen- oder Monatsblätter sind, und vergleicht man ihre Ziffern etwa mit der Auflage der weitverbreiteten Weltbühne, die ungefähr 650 000 Exemplare Jahresausgabe haben dürfte, so erfährt man mit Staunen, daß ihre Auflage etwa die der „Dachdecker-Zeitung“ erreicht und daß die Fachzeitung der Buchdrucker die genau zehnfache Auflage hat. Allseits „Berliner Illustrierte“ hat nur doppelt soviel Auflage wie die „Metallarbeiter-Zeitung.“

Über Inhalt und Geist der deutschen Gewerkschaftspresse wird folgendermaßen geurteilt:

„Niemand wird den Gewerkschaftszeitungen das große Verdienst absprechen, am Werden der sozialpolitischen Gesetzgebung, des Arbeiterrechtes, der Sozialversicherung und des Sozialrechtes tätig mitgewirkt zu haben. Auch ihre Werbearbeit, unterstützt von Tabellen, Diagrammen und bezeichnenden Anecdoten, ist eine rege und beweiskräftige. Schon mancher Arbeiter hat durch die Gewerkschaftspresse den Weg zu seiner Organisation gefunden und damit das Riesenheer der Unorganisierten verkleinert, das gegen seine eigenen Interessen handelt, die Macht der Unternehmer und des kapitalistischen Systems stärkt. Auch die behandelten Fachfragen und berufstechnischen Aufklärungen sind oft ausgezeichnet erörtert, kenntnisreich und verständlich dargestellt.“

Der unterhaltende Teil unserer Gewerkschaftspresse kommt bei dem Kritiker schlecht weg. Ein Grund mehr, gerade diesem Teil die entsprechende Aufmerksamkeit zu widmen.

Die Gewerkschaftsblätter haben einen großen Wandel durchgemacht. Sie haben wesentlich zur Wachstumsentwicklung der Gewerkschaften beigetragen. Auf diesem Wege muß weitergegangen werden, und die Klagen über ungenügende Beachtung in den Mitgliederkreisen werden bald ganz verstummen.

## Fachausschuß für die Gewerkschaftspresse

Zur Ausgestaltung der Gewerkschaftszeitungen sind seit einiger Zeit Bestrebungen im Gange, die von den Gewerkschaftsredakteuren selbst ausgingen, und die nun auch vom Bundesauschuß des ADGB, gefördert werden. Die Bundesauschussführung hat am 26. März beschloffen, daß zur Pflege des Pressewesens im Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbund ein Fachausschuß für die Gewerkschaftspresse gebildet wird. Der Fachausschuß faßt die Gewerkschaften zu einer Einheit zusammen und vertritt im Auftrage des ADGB, die besonderen Interessen und Ansprüche der Gewerkschaftspresse im Rahmen des gesamten deutschen Pressewesens und an öffentlichen Veranstaltungen und Einrichtungen zur Förderung des Pressewesens. Er hat die Aufgabe, die Ausgestaltung der Gewerkschaftspresse durch Beratung der Redakteure zu fördern.

Gedacht sind zu diesem Zweck Zusammenkünfte der Redakteure zur gegenseitigen Unterrichtung über Mittel und Wege zur pressetechnischen Ausstattung der Gewerkschaftsblätter und zur Behebung ihres Inhalts. Außerdem sind gemeinsame Besuche von Standortbezirken und Betrieben bestimmter Industriezweige sowie Vorträge über aktuelle Fragen des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens u. a. m. vorgesehen.

In einer vom Bundesvorstand einberufenen Konferenz der Redakteure wurde der Fachausschuß, der aus fünf Personen besteht, bereits gewählt. Er legt sich aus folgenden Redakteuren zusammen: Hugo Dreßler („Textilarbeiter“), Anton Lantes („Einigkeit“), Erwin Staninger („Keramischer Bund“), Hermann Scheffler („Solgarbeiter-Zeitung“) und Richard Seidel („Gewerkschafts-Zeitung“). Vorsitzender ist Scheffler, Stellvertreter Dreßler.

Die Zusammenarbeit der Redakteure, die durch den Fachausschuß geleitet werden soll, kann den Gewerkschaftszeitungen nur dienlich sein. Der Vorsitzende des ADGB, Kollege Leipart, sagte darüber auf der letzten Bundesauschussführung: Die Bedeutung der Gewerkschaftspresse kann gar nicht übertrieben werden. In den letzten zwei Jahren ist die Gewerkschaftspresse in höchst anerkennenswerter Weise ausgebaut worden, aber der Ausbau muß noch weitgehend gefördert werden.

## Die Presse des Zentralverbandes der Angestellten

Einen Überblick über das Schrifttum des Zentralverbandes der Angestellten verfaßt uns die Broschüre, die die beiden Redakteure des ZbV, Paul Lange und Josef Aman, zum Verfasser hat. Wie bei den Arbeitergewerkschaften hat das Pressewesen bei den gewerkschaftlich organisierten Angestellten schon eine Geschichte. Die älteste Gewerkschaftszeitung der Angestellten war „Der Handlungsgehilfe“, sie erschien am 10. Mai 1885 zum erstenmal und nannte sich das „Organ zur Wahrung der Interessen der konditionierenden Kaufleute“. Diese Zeitung ist der Vorläufer des „Freien Angestellten“, der seit 1919 halbmonatlich erscheint und als offizielles Verbandsorgan gilt. Der „Freie Angestellte“ behandelt alle Fragen, die die Angestellten gemeinsam angehen. Im Zentralverband der Angestellten jedoch gibt es viele Berufsgruppen, mehr als in jeder Arbeitergewerkschaft. Wir dürfen nicht vergessen, daß die Angestellten der gesamten Industrie und des Handels und Verkehrs in einer Organisation zusammengefaßt sind.

Diesem Umstande muß die Leitung des ZbV durch Herausgabe von Fachzeitschriften gerecht zu werden versuchen. So erscheinen monatlich „Wirtschaft und Wissen“ für die kaufmännischen Angestellten der verschiedenen Branchen, die „Zeitschrift für Versicherungsangestellte“, der Name sagt schon, für wen diese Zeitschrift bestimmt ist; außerdem „Die Rechtspraxis“ für die Angestellten bei Rechtsanwälten und Notaren, die „Vollständige Zeitschrift für die gesamte Sozialversicherung“ für die Angestellten der Sozialversicherungs-träger und „Der Behördenangestellte“. Die „Mitteilungen für die Gewerkschafts-Angestellten“ erscheinen in wöchentlichem Umfang. Ein vom ZbV herausgegebener Nachrichtendienst dient zur Information für Beamte und ehrenamtliche Mitglieder des Verbandes. In den Ortsgruppen, Bezirken und Gauen erscheinen noch 24 Blätter. Selbstverständlich gibt der ZbV, auch eine Zeitschrift für jugendliche Mitglieder heraus.

Mit den genannten Zeitschriften ist das Schrifttum des ZbV nicht erschöpft. Bücher, Broschüren, Flugblätter erscheinen unausgesehen, sie sind bei dem harten Kampf, den die Angestellten ständig gegen ihre Gegner, Unternehmer und falschorganisierte Kollegen und deren Organisationen, führen müssen, unerlässlich. Das gut ausgestaute Pressewesen im ZbV, bietet sichere Gewähr für die Erstarkung und Ausbreitung der freigewerkschaftlichen Angestelltenbewegung.

## 250 Beamtenzeitungen

Bn. In dem amtlichen „Jahrbuch der Berufsverbände im Deutschen Reich“ werden 215 verschiedene Beamten-Verbandszeitungen aufgeführt. Da diese Statistik eine ganze Reihe von Verbandszeitschriften nicht berücksichtigt, kann der Tatsachenbestand auf 250 Beamtenzeitungen geschätzt werden. Jede dieser Zeitungen treibt „Beamtenpolitik“ auf eigene Faust und ist eifrig bemüht, die Existenzberechtigung des von ihr vertretenen Verbandes bei jeder sich bietenden Gelegenheit nachzuweisen. Es ist daher kein Wunder, daß bei diesen Methoden die Erkenntnis von der Notwendigkeit gewerkschaftlicher Kräftekonzentrierung in der Beamenschaft nur äußerst langsame Fortschritte macht.

## Das moderne Inzerat

Vor einigen Jahren war in den Zeitungen von Pittsburg die folgende Annonce zu lesen:

„Wir stehen vor dem Konkurs, wir haben 125 000 Dollar mehr Schulden, als wir bezahlen können. Dieses Eingeständnis wird unsere Gläubiger veranlassen, sich auf uns zu stürzen. Aber wenn ihr morgen kommt und kauft, haben wir Geld für sie bereit. Mit untenstehenden Preisen hoffen wir, der Lage gerecht werden zu können.“

Es gab einen Massenandrang des Publikums zu dem angekündigten Ausverkauf. Das Geld der Gläubiger wurde gerettet.

Mit dieser Annonce, die die nackte und unverblümte Wahrheit zu sagen wagte, wurde eine ganz neue Epoche des Annoncenwesens eingeleitet, und seither ist bei jeder späteren Umwälzung auf dem Gebiete der Reklame Amerika bahnbrechend gewesen. Ein Blick in die amerikanischen Zeitschriften zeigt uns, daß die Annoncen, die in Überfülle vorhanden sind, weit hübscher und inhaltsreicher sind, als der oft recht geistlose Text dieser Zeitschriften, die selber heute auch bei uns in Deutschland nachgeahmt werden. Eine amerikanische Damenzeitung ist fast so etwas wie ein illustrierter Genuß — man kann sozusagen nicht unempfindlich an diesen lederen Lorien und Anrichtungen vorbeigehen, die uns in den prächtigsten Farben von den Blättern entgegenkommen, und wir müssen zugeben, daß diese Annoncen uns anlocken, uns mit ihrem Inhalt zu beschäftigen, selbst wenn wir keine haßlustige Hausfrau sind.

Als der Annoncenkönig Amerikas ist Claude C. Hopkins zu bezeichnen, der sich rühmen kann, daß eine einzige von ihm abgefaßte Annonce durch 52 Länder geht und in 17 Sprachen veröffentlicht wird. Dafür hat er mit seinem Talent zu geschickter Reklame aber auch eifrig Millionen Dollar verdient.

Dieser millionenschwere Annoncenkönig hat als armer Junge angefangen, ursprünglich dazu bestimmt, Pfarrer zu werden; dann aber ging er seine eigenen Wege, hat jetzt einen herrlichen Palast und könnte sich des Lebens freuen, wenn seine Arbeit ihm Zeit dazu ließe. Hopkins ist der Mann, der die sogenannte berichtende Annonce eingeführt hat, in der dargestellt wird, wie ein Fabrikat überhaupt zustande kommt.

Auf Hopkins geht das amerikanische System zurück, daß der Käufer gegen den Annoncenabschnitt eine Gratisprobe der angepriesenen Ware erhält. Niemals, predigt Hopkins, darf man sich verleiten lassen, unverlangt Gratisproben in den Häusern zu verteilen; Mühe und Geld sind dabei verschwendet, denn das aufgezogene hat keinen Wert.

Wenn Hopkins eine neue Annoncennethode erfunden hatte, hat er sie immer zuerst in den kleinen Städten ausprobiert, um zu sehen, ob sie wirklich Zugkraft besaß. Erst dann ist er damit in die Großstadt gegangen, um dort die großen Siege zu gewinnen. So hat er zum Beispiel die kondensierte Milch eingeführt. In der Annonce stand, man könne auf den Annoncenabschnitt bei allen gut versehenen Milchhändlern der Stadt eine Probebox gratis bekommen. Die Händler wurden also mit diesen Proben beliefert — der Verkauf regelt sich dann ohne Schwierigkeiten, — vorausgesetzt daß das Produkt wirklich gut ist.

Er schickte auch Zigarren zur Ansicht ins Haus: „Kauchen Sie zehn Zigarren und schicken Sie die Riste zurück, wenn sie Ihnen nicht gefallen.“ Sogar Bücher bekommt man auf diese Weise: „Lesen Sie ein paar Kapitel.“

Hopkins vertritt den Standpunkt, daß niemals ein Fabrikant selber die Annonce aufstellen soll, denn er weiß nicht, was bei dem Publikum Interesse erregt. Der Stil der Annonce muß einfach und leicht faßlich sein, denn sie wendet sich ja an die Masse. Er behauptet, daß eine Annonce nutzlos ist, wenn etwa darin steht: „Die niedrigsten Preise der Welt.“ Das glaubt kein Mensch. Aber man soll sagen: „Wir rechnen für unser Geld nur eine Verzinsung von 3 Proz.“ Es ist einleuchtend, daß kein vernünftiger Mensch billiger liefern kann.

Schönheitsmittel sind dadurch abzulehnen, daß man die Schönheit preist, die man durch sie erlangen kann, nicht, indem man die Häßlichkeiten als warnendes Beispiel hinstellt.

Ein Buchhändler fand reizenden Absatz, weil er annoncierte, daß jeder Käufer seinen Namen mit goldenen Buchstaben in das Buch gedruckt bekäme. Auch mit Abzahlungsgeschäften hat Hopkins glänzende Erfolge gehabt, indem er es verstand, die besten Geschäftsmethode alles Feinliche zu nehmen. Er stellte es als ein großzügiges Kreditssystem hin, vor dem niemand sich als armer Schüler zu fühlen brauchte.

Selbstverständlich hat dieser Herr Hopkins nicht nur sich selber zum reichen Mann gemacht, sondern auch den Firmen Erfolge geschafft, die sich ihm anvertrauten. Aber man darf nicht verkennen, daß gerade zu dieser Laufbahn des „Reklamefachmanns“ eine ganz besondere Veranlagung, viel Geschick, Umsicht und Klugheit gehört. Derartige Erfolge fallen niemand in den Schoß. P. I. S.

## Das größte Zeitungsarchiv der Welt

In der „Selbstischen Typographia“ lesen wir: Schon seit den Anfängen des englischen Zeitungswesens wird ein Exemplar von jeder auf den britischen Inseln erscheinenden Zeitung im Britischen Museum aufbewahrt. Die Räume konnten aber mit der immer anwachsenden Flut der Zeitungen keinen Schritt halten, und so schuf man für sie ein eigenes Museum, das den Namen „Das Repositorium“ erhielt. Das Museum ist nun fast voll, und so hat man denn in Hendon ein riesiges Lagerhaus als Zeitungsarchiv eingerichtet, das das größte der Welt sein wird. Alle Zeitungen, die nach London kommen, bleiben vorher einige Monate in den Archiven des Britischen Museums, werden dann gleich gebunden und auf Lastkraftwagen nach Hendon befördert. Nur die Londoner Zeitungen werden im Museum selbst aufbewahrt. Es sind Tonnenladungen, die es allmonatlich zu befördern gibt, und Millionen über Millionen von Zeitungsnummern werden hier in den mächtigen, feuerfesten Räumen verstaubt. Die meisten von ihnen lagern hier ungenutzt; aber bisweilen verlangt ein Gelehrter den Jahrgang irgendeines verschollenen Lokalblätters aus fernher, und dieses wird ihm dann prompt von Hendon aus nach dem Lesesaal des Britischen Museums geliefert.

# Die germanische Frau als Bestium

Von Dr. Maria Debus

Wenn wir einige altgermanische Gebräuche und die Bewertung der Frau richtig verstehen wollen, dann müssen wir die altgermanischen Sitten- und Rechtsanschauungen untersuchen.

Die germanische Frau war vollständig rechtlos. Sie konnte sich vor keinem Gericht verantworten, durfte nicht als Zeugin auftreten, nicht klagen und nicht anklagen. Sie stand zeitweilig unter Vormundschaft, unter der „Munt“ des Vaters, des älteren Bruders, des Mannes. Niemand konnte sie über sich selbst verfügen, über sich selbst bestimmen, tun, was sie wollte, sondern mußte sich immer fügen unter der Gewalt des Vaters oder des Gatten. Die Heirat brachte der germanischen Frau nur einen Wechsel der Vormundschaft.

Sie selbst hatte ja nicht das Recht, ihren Gatten freiwillig zu wählen, oder gar, einen ausgewählten Gatten abzulehnen. Die Heirat war ein Rechtsgeschäft derjenigen Kreise beider Geschlechter, die eine Tochter zu verkaufen hatten und die eine Frau kaufen wollten. Die Frau, die man verkaufte und kaufte, wurde nicht gefragt.

Woher kommt die Rechtlosigkeit der germanischen Frau? Sie erscheint uns unbegreiflich, wenn wir die Reifebeschreibungen von Tacitus lesen, aus denen wir erfahren, wie er sich so überschwänglich über die germanische Frau ausspricht, sie lobte, besonders das achtungsvolle Verhältnis der Germanen gegenüber der Frau betonte und es den sittenlosen Römern als Vorbild hinstellte.

Die Rechtlosigkeit der germanischen Frau ergibt sich aus ihrer Wehrunsfähigkeit. Nur der war ein freier Herr, war fähig, Rechtsgeschäfte abzuschließen, über sich zu verfügen, zu bestimmen und zu herrschen, der wehrfähig war. Nur der wehrfähige Mann war frei!

Deshalb konnte die germanische Frau niemals mit dem Manne gleichberechtigt werden, niemals über sich selbst bestimmen, sondern mußte immer unter der „Munt“ des Vaters oder des Mannes stehen. Der Mann hatte das Recht, die Frau zu züchtigen, zu töten, wenn sie ihn betrog, aber er hatte auch die Pflicht, sie zu schützen. Die Schutzpflicht war dem germanischen Manne heilig. Wer sie verletzte, wurde noch mehr bestraft, als eine Frau, die ungehorsam war.

Die absolute Gewalttätigkeit des germanischen Mannes ergab sich aus der Struktur der Sippenverfassung. Einer mußte die Sippe, dann den Sippenstaat leiten, mußte Anordnungen geben, und alle hatten sich diesen ohne Widerspruch zu fügen. Es war klar, daß nur die führen und die Sittengeschäfte leisten konnten, die auch wehrfähig waren, denn die Verteilung der Sippeninteressen geschah oft gewalttätig. So ergab sich die Zweiteilung der Arbeit: Der Mann besorgte die Jagd, die kriegerischen Geschäfte, vertrat die Interessen der Sippe und überließ der rechtlosen Frau die Versorgung des germanischen Haushaltes. Hier erhielt die Frau die Schlüsselgewalt, und sie hatte die Pflicht, gemeinsam mit dem unfreien Hausgesinde und den noch nicht wehrfähigen Söhnen für Nahrung und Kleidung zu sorgen. Im Laufe der Jahrhunderte loderten sich die Sitten- und Rechtsanschauungen und aus der Raubehe wurde die Kaufehe, aus ihr allmählich die Liebeshe. Die konnte erst bestimmt werden mit der teilweisen Aufhebung der Rechtlosigkeit der Frau. Einst war die Frau ein Bestium, heute ist sie ein gleichberechtigter Mensch mit dem Recht, über sich selbst zu bestimmen, und überall da, wo Frauen Einfluß gewinnen, mitzubestimmen.

## Zweierlei Höflichkeit

Frau Amalie Blüthig, Feinstoffgeschäft am Stadtplatz, läßt ihre Güte bei Fräulein Erna, der kleinen Modistin, arbeiten. „Erna“, sagt sie, „der Gut muß fertig werden bis Pfingsten! Und daß er mir nicht wieder einen halben Zentimeter zu weit ist wie der letzte, hörst du? Die Rechnung kannst du gleich beilegen.“

Am Pfingstsonnabend holt die Modistin allerhand aus dem Feinstoffgeschäft. „Ah, guten Morgen, Fräulein Erna!“ läßt Frau Blüthig. „Herrliches Wetter heute, nicht wahr? Haben Sie schon einen Pfingstausschlag geplant? Was darf ich Ihnen geben?“

Sie wiederholt es sich unzählige Male. Ist Frau Blüthig die Kaufende, so sagt sie „du“ und „Erna“, ist sie die Verkaufende, so heißt es „Sie“ und „Fräulein“. Nur schade, daß nicht ich diese kleine Modistin bin! So oft ich als Kaufende den Feinstoffladen betreten würde, wäre mein Grug: „Amalie, heute brauche ich dies und jenes. Beeile dich, ich hab' nicht viel Zeit!“

Ob sie dadurch befehrt werden würde, die tattvolle Frau Blüthig?

„Ah, Herr Reimann, Sie wollen also das Paket an die Post mitnehmen? Nehmen Sie bitte Maß; es ist im Augenblick fertig.“

Ganz überrascht blickt der ergraute Arbeiter auf die neue Buchhalterin. Wahrhaftig, in dem Ton ist er bisher noch nie angesprochen worden. Und er arbeitet doch schon sechs Jahre bei der Firma. Zögernd setzt er sich auf den herbeigerückten Stuhl. Wie eine Melodie ist es ihm, als die junge Stimme wieder spricht: „So, da haben wir es jetzt. Wollen Sie bitte diese Empfangsbekätigung unterschreiben? — Danke sehr! Guten Abend, Herr Reimann!“

Die Bekätigung in der Hand, geht die Buchhalterin zum Proturisten. Sie sieht gar nicht, wie spöttisch alles hinter ihr dreingrinst. „Na Fräulein Graef, das haben Sie ja glänzend gemacht!“ sagt der Proturist mit einem sonderbaren Ausdruck in den kalten, grauen Augen.

„Wieso denn?“

„Es ist bei uns nicht Mode, unseren Arbeitern einen Sighal anzubieten. Auch das ‚Herr‘ hätten Sie sich schenken können.“

„Vielen Dank für die wertvolle Belehrung! Bis jetzt wußte ich allerdings nicht, daß es zweierlei Höflichkeit gibt. Ich habe immer geglaubt, wir alle im Kontor seien nichts weiter als — Arbeiter.“ Mit einer scharfen Kehrtwendung begibt sich die Buchhalterin an ihren Platz zurück.

Die Gänge in der Klinik sind reichlich düster an diesem Regentag. „Zimmer 68 — da müssen wir noch ein Stockwerk höher steigen“, sagt die junge Frau vor sich hin — und fährt lieblos dem tolligen Baby, das sie auf den Arm trägt, über das Haar. Eine Schwester naht. Abwägend gleiten ihre Blicke über die einfach gekleidete Frau, die sich so ungewungen bewegt. „Gründige Frau wünschen?“ fragt sie mit einer leichten Verneigung.

## Was eine arbeitslose Kollegin erzählt

Wenn man täglich den Arbeitsnachweis der weiblichen Hilfsarbeiter aufsucht, hat man als Frau Gelegenheit, Kleinarbeit für die Organisation im weitesten Sinne des Wortes zu leisten. An langen Tischen sitzen die Kolleginnen zusammen und diskutieren über alle möglichen und unmöglichen Dinge. Oft nehmen diese Diskussionen derartige Formen an, daß man als Organisationsmitglied die Pflicht hat, einzugreifen. Durch folgende Beispiele möchte ich darlegen, wie man auch als arbeitslose Kollegin im Sinne des Verbandes tätig sein kann und muß.

Da sitzt am obersten Ende des Tisches eine Kollegin, die fortwährend schimpft. Weil ich zu weit von ihr entfernt sitze, höre ich nur einzelne Worte wie Bonzen, Schweinewirtschaft und ähnliches mehr. Um mit dieser Kollegin persönlich reden zu können, setzte ich mich zu ihr. Die Kollegin erzählt mir in erregten Worten, daß sie gern Stellung haben möchte, wo sie nicht erst lange mit der Bahn zu fahren brauche, und wo sie Aussicht hätte, Dauerstellung zu haben. Solche Stelle, die dem Wunsche der Kollegin entsprach, hatte sie nun nicht erhalten, sondern nur Aushilfen von Tagen und Wochen. Da sie verärgert darüber war, fing sie an, die Organisation, vor allem den Leiter des Arbeitsnachweises, dafür verantwortlich zu machen.

Dieser Kollegin versuchte ich nun klarzumachen, daß wir alle mehr oder weniger unter der Arbeitslosigkeit leiden, daß wir aber deshalb nicht unseren eigenen Kollegen die Schuld in die Schuhe schieben dürfen, denn diese und wir selbst sind ja die Organisation. Was kann z. B. der Arbeitsnachweisverwalter dafür, wenn er nicht genügend Stellen zur Vermittlung da hat, und wenn die Stellen, die er vermittelt, nicht den persönlichen Wünschen der Kolleginnen entsprechen? Die Kollegin antwortete mir, daß es doch früher so gewesen wäre, daß genügend Arbeit dagewesen sei, und daß man sich da die Arbeit aussuchen konnte. Diese läppische Antwort der Kollegin habe ich schon oft in Kollegentreifen gehört, und sie veranlaßte mich, der Kollegin die Gegenwart so deutlich wie möglich vor Augen zu führen. Woran liegt es denn, daß wir arbeitslos sind? Doch nicht am Arbeitsnachweis, sondern an der Wirtschaftslage und am Fortschritt der Zeit, der Technik. Die Maschine ersetzt die menschliche Arbeitskraft. Es ist gewiß bitter für uns Arbeitslose, die wir der Maschine Platz machen mußten, aber doch noch lange kein Grund, auf den Verband und Arbeitsnachweis zu schimpfen.

Ein ähnliches Gespräch führte ich mit einer Kollegin, die aber noch weitere Wünsche hatte. Sie empörte sich unter anderem auch über den Aufenthaltsraum der arbeitslosen weiblichen Kolleginnen. Ich machte sie darauf aufmerksam, daß diese Klage unberechtigt sei; denn der Raum selbst ist hell und freundlich und wird sehr sauber gehalten. Die Kollegin nörgelte jedoch immer weiter an unserer Organisation herum, und ich fragte sie plötzlich, ob sie überhaupt Mitglied des Verbandes sei. Sie wurde verlegen und mußte so gezwungenermaßen zugeben, daß sie unorganisiert wäre. Darauf wies ich sie an, ihre Redereien zu unterlassen und vor allen Dingen erst

„Frau Zelis“, stellt sich die andere vor. „Ich bin von Herrn Dr. Wilsprecht zur Untersuchung meiner Kleinen hierherbestellt.“

„Aha, es geht nichts über Menschenkenntnis!“ sagt sich die Schwester. Am Vormittag empfängt Dr. Wilsprecht nur gutturierte Patienten. Also muß die Dame den besseren Kreisen angehören. „Leider kann Herr Doktor heute vormittag nicht in die Klinik kommen“, berichtet die Schwester in einem Ton, der durchtränkt ist mit Dienstbeflissenheit. „Ich frage schnell an, was zu tun ist.“ „Frau Zelis?“ kommt es auf den telephonischen Anruf. „Nein, von der weiß ich nichts! Ober halt, doch! Sie will ihr Kind für einen Monat in das Kinderheim geben und muß es vorher bei mir untersuchen lassen. Soll nachmittags in die allgemeine Sprechstunde kommen!“

Mit sehr enttäushtem Gesicht legt die Schwester den Hörer auf die Gabel. Nachmittags-Sprechstunde? Dann ist sie ganz bestimmt keine „gnädige Frau“. „Frau Zelis“, erklärt sie jetzt von oben herab, „in der allgemeinen Sprechstunde von 3 bis 4 Uhr nachmittags können Sie Herrn Doktor treffen. Ich merke Sie gleich vor. Ihr Name?“ — „Trene Zelis.“ — „Beruf Ihres Mannes?“ — „Maschinenschlossler!“

„Also am Nachmittag kommen!“ betont die Schwester mit hochmütiger Stimme. „Verbindlichen Dank für den lebenswürdigen Bescheid!“ verabschiedet sich Frau Zelis ironisch. Fast will ihr ein kleiner Krger hochsteigen, als sie dem Ausgang zutreibt. Doch sie besinnt sich eines Besseren und läßt lustig vor sich hin. Ober ist es nicht zum Lachen, wenn sogar jene Menschen, die selber ums tägliche Brot arbeiten, sich hoch erhaben dünken über ihre Brüder und Schwestern? M. S. u. J.

selbst die einfachste Pflicht zu erfüllen und Mitgefühl des Verbandes zu werden.

Ein weiteres Gespräch bezog sich auf Überstunden. Eine Kollegin erklärte mir, daß man ja gezwungen wurde, diese zu machen. Ihre Ansicht darüber hatte sie sich aus folgendem Erlebnis gebildet: Die Kollegin war als Aushilfsanlegerin in einem kleineren Betriebe tätig. Es sollten Überstunden gemacht werden. Nachdem die Überstunden von den ständigen Anlegerinnen abgelehnt waren, forderte sie der Meister von der Aushilfsanlegerin. Die Kollegin verweigerte sie ebenfalls; denn sie dachte daran, daß für die vielen Überstunden, die in diesem Betrieb gemacht wurden, eine weitere Aushilfe eingestellt werden könnte. Nun erklärte der Meister, daß sie ja gezwungen verpflichtet wäre, jede Überstunde zu leisten. Die Anlegerin ließ sich einschüchtern und machte tatsächlich vier Überstunden.

Aber die Art, wie man die Unwissenheit der Arbeiterin ausnützt, war ich zunächst betroffen. Doch dann machte ich die Kollegin darauf aufmerksam, daß sie nicht mehr als zwei Überstunden am Tage zu machen brauche, daß es für den Arbeitgeber sogar strafbar wäre, wenn er mehr als zwei Stunden fordere. Nach unserem Hilfsarbeiter-Tarifvertrag sind auch nur dann diese zwei Stunden zu leisten, wenn sie nicht durch Einstellung von Arbeitslosen oder Einführung von Schichten verhindert werden können.

Da wir gerade bei den gesetzlichen Bestimmungen waren, versäumte ich nicht, die Kolleginnen, die in meiner Nähe saßen und zuhörten, auf die gesetzlichen Schutzbestimmungen, die für schwangere Frauen gelten, hinzuweisen. Schwangere Frauen sind berechtigt, sich sechs Wochen vor ihrer Niederkunft krank zu melden. Sie dürfen sechs Wochen vor und sechs Wochen nach der Niederkunft nicht entlassen werden. Eine Kündigung in dieser Zeit darf nicht erfolgen. Während der Schwangerschaft kann die Arbeiterin jede Mehrarbeit verweigern. Für den Arbeitgeber besteht ein Verbot, Arbeiterinnen vor Ablauf von sechs Wochen nach der Niederkunft zu beschäftigen. Stillende Mütter haben das Recht, während der Arbeitszeit eine Stillpause zu verlangen. Diese kann bis zu einer Stunde pro Tag ausgedehnt und bis zur Dauer von sechs Monaten nach der Entbindung gefordert werden. Die darauffolgenden Fragen der Kolleginnen bewiesen, daß sie tatsächlich keine Ahnung von diesem Gesetz hatten, und konnten es doch wissen, in unserer Verbandszeitung stand es zu lesen.

Die Beispiele zeigen uns deutlich, wie notwendig es ist, auch solche „kleinen“ Dinge (wie sie vielleicht mancher bezeichnet) zu besprechen und zu verbreiten. Wenn der Wille dazu vorhanden ist, hat jeder Kollege und jede Kollegin Gelegenheit, es zu tun. Unter andern ist es mit einer Aufgabe des Verbandsfunktionärs, die Kollegin immer wieder auf die gesetzlichen Rechte der Arbeiterin aufmerksam zu machen. Jeder Kollege ist im Vorteil, wenn er sich über die gesetzlichen Bestimmungen orientiert. Mit Recht kann er dann dem Unternehmner gegenüber treten. R. S.

# Josefs Schuld und Sühne

Eines Nachmittags kam Josef ins Lokal und zog ein Gesicht, als ob er eine Mark verloren und fünfzig Pfennig gefunden hätte, wie man zu sagen pflegt; und statt wie gewöhnlich Wasser zu trinken, schickte er das Mädchen nach einem Glase Bier. Als er's bekam, trank er die Hälfte auf einen Zug, und dann starrte er zum Fenster hinaus.

„Was ist los?“ fragte ihn, „Kausgefallen?“  
„Nein,“ sagte er, „aber raus. Ich komme vom Hof weg und soll Milch austragen, mit einer Zulage von zwei Mark die Woche.“ Dann nahm er einen neuen Schluck und sah wider drein als je.

„Nun,“ sagte ich, „das ist schließlich nichts, worüber man sich ärgern muß.“  
„Doch,“ gab er zur Antwort, „das bedeutet doch ich, wenn ich mich nicht ganz zusammennehme, allmählich Milchmann werden und mein Leben damit zubringen muß, Milch auszuschleichen und mit schmutzigen Dienstmädchen auf der Hintertreppe zu posuieren.“

„Nun,“ fragte ich, „was wollen Sie denn unternehmen? Wozu ist die Welt nicht groß genug?“  
„Es handelt sich nicht um die Größe,“ sagte er, „Sie ist zu groß. Früher war es anders.“

„Wohin wissen Sie das?“ fragte ich.  
„Man kann das doch allenthalben lesen,“ sagte er.  
„Und was wissen Sie davon?“ fragte ich. „Diese Leute sehen sich hin und schreiben darüber, weil sie leben wollen. Zeigen Sie mir ein Buch, das die alte Zeit lobt, und das einer geschrieben hat, der damals lebte. Dann will ich Ihnen glauben. Bis dahin halte ich an meiner Meinung fest, daß es früher nicht besser war als jetzt, eher schlimmer.“

„Auch gut,“ sagte er. „Aber es ist nicht zu leugnen, wenn Sie es so lieber hören, daß es früher mehr Gelegenheit zu Abenteuer war.“

„Wie wäre es mit Australien?“ fragte ich.  
„Australien!“ rief er. „Was soll ich dort? Soll ich den Schächer spielen und Fische blasen, wie man es gemalt sieht?“  
„Da wird es nicht mehr viel Schächer derart geben,“ sagte ich; denn ich nicht nicht tändele. Aber wenn Ihnen Australien nicht genügend unzufrieden ist, wie steht es mit Afrika?“

„Was hätte Afrika für sich?“ fragte er. „Sie lesen keine Zeitungen: Junger Mann als Forscher gesucht! Am wahr-scheinlichsten würde ich in Kapitän Barber werden.“  
„So werden Sie Soldat,“ sagte ich. „Da gibt es Aufregung genug.“

„Das wäre etwas gewesen,“ sagte er, „früher, wo man noch ordentlich gefochten hat.“  
„Ich dachte, es wäre noch genug übriggeblieben,“ sagte ich. „Wir sind immer noch mitten drin, wenn wir nicht gerade die Segnungen des Friedens preisen.“

„Ich meine das nicht so,“ sagte er. „Ich will selber etwas tun und nicht in Reich und Glanz stehen.“  
„Nun,“ sagte ich, „ich gebe es auf. Sie sind wohl auf die unredliche Welt geraten. Wir scheinen hier keine Verwendung für Sie zu haben.“

„Ich bin ein bißchen zu spät gekommen,“ antwortete er. „Das ist mein Fehler. Vor zweihundert Jahren gab es eine Unmenge, was ich hätte tun können.“

„Was wollen Sie denn werden?“ fragte ich. „Wir müssen alle etwas sein, bis wir alt und steif sind.“  
„Nun,“ sagte er ganz gelassen, „ich denke, ich werde ein Einbrecher.“

Ich fiel auf den nächsten Stuhl und starrte ihn an. Wenn ein anderer das gesagt hätte, wäre es nur eine Abberheit gewesen; aber der meinte es ernst.  
„Es ist der einzige Beruf,“ sagte er, „der nach meiner Meinung noch etwas Aufregendes an sich hat.“

„Sie nennen sieben Jahre Zuchthaus, Aufregung, nicht wahr?“ fragte ich, nachdem ich nachgedacht, wie ich ihm am besten bekommen könnte.  
„Was ist der Unterschied,“ sagte er, „zwischen dem Zuchthaus und dem Leben eines gemeinen Arbeiters, ausgenommen, daß man im Zuchthaus nie zu frühsten braucht, arbeitslos zu werden?“

Bei dem verging so leicht nich.  
„Außerdem,“ sagte er, „lassen sich nur die Dummköpfe erwischen.“

Ich verlor Josef aus den Augen. Ich erkundigte mich, aber niemand wußte von ihm. Er war verschollen; das war alles.  
Vier Jahre später sah ich eines Nachmittags im Kaffee-raum eines Restaurants in der Stadt und las den Bericht eines raffinierten Raubers, der tags zuvor verhaftet worden war. Der Dieb wurde als gutgekleideter junger Mann von anständigem Aussehen mit einem kleinen schwarzen Kinn- und Schnurrbart beschrieben. Er hatte um die Mittagstunde eine Zylinder- und Westminierbrille befestigt, als nur der Geschäftsführer und ein Angestellter anwesend waren. Er war geradeaus in das Hinterzimmer des Geschäftsführers gegangen, hatte den Schlüssel innen abgehoben und den Mann eingeschlossen, ehe er hinter seinem Rulte vorzukommen konnte. Den Angestellten bedrohte er mit einem Messer und befehlt ihm, alles Bargeld der Bank, das sich in Gold und Papier auf fast 10 000 Mark belief, in einen Beutel zu schütten, den der Dieb vorsorglich mitgebracht hatte. Nachdem ihnen sie beide — denn der Dieb schien gefesselter Natur zu sein — in eine Drohkäse, die draußen wartete, und fuhren davon. Sie fuhren direkt nach der Stadt, und der Beamte wird zweifellos die Fahrt wenig angenehm empfunden haben, da er die ganze Zeit ein Messer im Nacken fühlte. Mitten in der Dreieckstraße ließ der gutaussehende junge Mann plötzlich halten und stieg aus, und der Beamte mußte den Rückseher begreifen.

Ich weiß nicht, wie es kam, aber die Geschichte rief mir Josef ins Gedächtnis. Ich glaubte, in ihm dieselbe wohlgekleidete jungen Mann zu erkennen; und wie ich die Zeitung hin und her sah, und den Kopf hob, fand er vor mir. Er hatte sich kaum verändert, sondern ich ihn zuletzt gesehen hatte, ausgenommen, daß er besser aussah und ein wenig beiderer schien. Er nickte mir zu, als wenn wir uns erst gestern abend getrennt hätten, und bestellte ein Kokselt und eine halbe Flasche Hochheimer. Ich legte eine frische Serviette auf und fragte ihn, ob er die Zeitung gelesen hätte.

„Sieht was Interessantes drin, Henry?“ sagte er.  
„Ein ziemlich vorweger Eindruck,“ er gestern in der Westminierbrille begangen wurde,“ antwortete ich.  
„Sieh! Ich habe was gesehen davon,“ sagte er.  
„Der Dieb wird als gutgekleideter junger Mann von anständigem Aussehen und schwarzem Kinn- und Schnurrbart geschildert,“ sagte ich.

Er lachte vergnügt.  
„Das wird manchen jungen Männern mit schwarzem Kinn- und Schnurrbart unangenehm sein,“ sagte er.  
„Ja,“ sagte ich. „Glücklicherweise tragen Sie und ich keinen Bart.“

„Ich hatte ein so sicheres Gefühl, daß er der Mann war, als hätte ich ihn dabei zusehen.“  
„Er sah mich sofort an, aber ich machte mir mit der Menage zu schaffen, und so konnte er denken, was er wollte.“

„Wir unterhielten uns dann von alten Bekannten und dergleichen, und wie er fertig war, gab er mir zwanzig Mark und wollte gehen.“  
„Warten Sie einen Augenblick,“ sagte ich. „Sie haben nur drei Mark festig zu zahlen. Sagen wir vierzig Pfennig Trinkgeld, so kriegen Sie noch sechzehn Mark, welche Sie freundlichst einstecken wollen.“

„Wie Sie wollen,“ sagte er lachend, obwohl ich sehen konnte, daß es ihm nicht paßte.  
„Und noch eins,“ sagte ich. „Wir sind so halbwegs Komplizen, und es ist meine Sache nicht, zu reden, wenn man mich nicht fragt. Aber ich bin ein verheirateter Mann,“ sagte ich, „und ich möchte Ihnen keine Angelegenheiten haben. Wenn ich Sie nicht sehe, weiß ich nichts von Ihnen. Verstanden?“

Er verstand meinen Wink, und ich sah ihn in dem Restaurant nicht wieder. Ich verfolgte die Zeitungen, aber der Bandit wurde nie entdeckt. Im nächsten Frühjahr ereignete sich eine sehr aufregende Sache, von der ich nach der Beschreibung des Mannes wußte, daß sie kein Wert war.

Er war in ein großes Landhaus eingebrochen, während die Dienstmädchen Abendbrot aßen, und hatte seine Taschen mit Juwelen vollgepackt. Einer der Gäste, ein junger Offizier, übernahm ihn beim Herauskommen, wie er eben fertig war. Josef bedrohte den Mann mit dem Revolver, aber diesmal hatte er keinen jungen nervösen Bankbeamten vor sich. Der Mann sprang auf ihn los, und es entspann sich ein verzweifelter Kampf, der damit endete, daß der Offizier mit einer Kugel im Bein liegenblieb, während Josef glatt durchs Fenster sprang und dreißig Fuß tief hinabfiel. Zerschritten und blutig, wenn nicht mit getrockneten Gliedern, würde er niemals entkommen sein, wenn nicht zu seinem Glück zufällig ein Handwagen vor der Hintertür gestanden hätte. Josef sprang hinein und nun weg wie der Blitz! Wie er das angestellt hat, wo alles in Aufruhr war, kann ich nicht sagen; jedenfalls entwichte er. Das Pferd und der Wagen waren nicht mehr viel wert, als man sie sechzehn Meilen davon wiederband.

Das schien ihn doch für ein Weilchen ernüchtert zu haben, und neun Monate lang hörte kein Mensch von ihm, bis er dann ins „Monico“ kam, wo ich damals arbeitete, und mir dreißig und gottesfürchtig die Hand entgegenstreckte.

„Schlagen Sie ein,“ sagte er, „es ist die Hand eines ehrlichen Mannes.“  
„Die kann noch nicht lange in Ihrem Besitz sein,“ sagte ich. Er hatte einen schwarzen Rodanjug an und trug einen Badendart. Wenn ich ihn nicht erkannt hätte, würde ich ihn für einen ehemaligen Pfarrer gehalten haben.

(Schluß folgt.)

## Aus den Stahlstellen

**Dresden.** Die gut besuchte Versammlung des Stein-, Licht- und Buchdruckerhilfspersonal am 23. April im großen Saale des „Reglerhauses“ beschäftigte sich mit dem Spruch des Schlichtungsausschusses in unserem Tarifstreit. Kollege Hermann berichtete über den Verlauf der Verhandlung. Da in freier Vereinbarung mit den Prinzipalen nichts zu erzielen war, tagte am 19. April der Schlichtungsausschuss. Die Unternehmer erklärten, daß seit 1927 zwölf Druckereien ihre Betriebe geschlossen hätten und andere sehr eingehängt weiter arbeiteten. Deshalb wären sie nicht in der Lage, unseren Forderungen entgegen zu kommen. Andererseits konnten unsere Verhandler von unserer Forderungen, zehn Prozent Lohnerhöhung, Gleichstellung der Ledigen mit den Verbeirateten, und Verlegung des Ferienfesttags, nicht abgehen. Nach sechsstündiger Beratung habe der freizügige Berg ein Mäuslein geboren. Nur 3 1/2 Proz. Lohnzulage wurde zugestanden. Sie sollte vom 1. April 1929 bis 31. Mai 1930 Geltung haben. Die anderen Punkte wurden abgelehnt. Zu diesem unglücklichen Spruch sollten sich die Anwesenden aussprechen, da anderen Tags der Ablauf der Erklärungsfrist eintreite. Von den nun folgenden Debattierern wurde der Spruch als höchst ungenügend erkannt und abgelehnt. Die darauffolgende Abstimmung lehnte den Spruch mit großer Mehrheit ab. Da diese Ablehnung den Streit zur Folge haben würde, so wurde auch darüber abgestimmt. Es ergab sich eine Mehrheit von 76 Proz. aller Anwesenden für den Streik. Kollege Täubrich ermahnte am Schluß die Anwesenden, alle noch in den Betrieben stehenden und nicht anwesenden Mitglieder über den Ernst der Lage aufzuklären.

**Hamburg.** Versammlung am 26. April 1929. Genosse Selgmann hielt einen Vortrag über Unfallschutz. Im Jahre 1928 sind etwa 1 1/2 Millionen Unfälle passiert, von denen etwas über 150 000 mit Renten behaftet worden sind. Diese Zahlen zeigen uns, wie notwendig es ist, Aufklärung zu schaffen über die Unfallgesetzgebung. Welche Kreise der Arbeitererschaft wissen nicht, wie sie sich bei Unfällen zu verhalten haben. Träger der Unfallversicherung sind die Berufsgenossenschaften. In den 66 gewerblichen und 40 land- und forstwirtschaftlichen Berufsgenossenschaften sind etwa 26 Millionen Arbeitnehmer versichert. Die Versicherung gewährt Entschädigung bei Unfall- und Berufsrankheit. Während bei Unfällen selten Zweifel aufkommen, ist eine Berufsrankheit oft schwer nachzuweisen. Zur Feststellung von Berufsrankheiten ist in Berlin eine Gewerbemündigkeit Unfallstelle eingerichtet. Zu entschädigungspflichtigen Unfällen gehören alle Unfälle, welche während der Arbeitsleistung und auf dem Wege von und zur Arbeitsstelle geschehen. Der Versicherte muß allerdings den gewöhnlichen Weg benutzt haben. Umwege können nur im betriebswirtschaftlichen Interesse benutzt werden. Die Versicherung leistet Entschädigungen bei körperlichen Schädigungen und bei Todesfall. Die Entschädigungen bestehen in Krankenbehandlung, Krankenpflege und Berufsumlenkung. Für Dauerkranken wird eine Dauerrente gewährt. Die Hinterbliebenen bekommen Sterbegeld und Hinterbliebenenrente. In besonderen Fällen kann eine Abfindung gezahlt werden, wenn sie zum beruflichen Fortkommen verzwängt wird. Zum Schluß stellte der Redner die Forderung zur Vereinheitlichung der Sozialversicherung auf. Die rege Diskussion

zeigte das große Interesse, welches die Kollegenenschaft dem Referenten entgegengebracht hatte. Zahlreiche Anfragen mußte Genosse Selgmann in seinem Schlüsselwort beantworten. Reicher Beifall lohnte ihm. Im zweiten Teil der Versammlung sollte die Differenz Selgmann-Wendt geregelt werden. Kollege Selgmann wiederholte seine Ausführungen aus der Versammlung am 25. März 1929. Kollege Wendt erwiderte: „Wohl ist der Unterschied in der Bezahlung zwischen Gelehrten und Ungelehrten in Rußland größer als bei uns, dafür hat aber der russische ungelernete Arbeiter große materielle Vorteile gegenüber seinen gelehrten Kollegen. Seine Lebenshaltungskosten sind also nicht höher als die des gelehrten Arbeiters. Kollege Viet erwiderte dem Kollegen Selgmann auf seine Behauptung, der Münchener kommunistische Parteibetrieb sei nicht tariflich. Kollege Viet verlas ein Schreiben der Bewegung-Berlin, welches behauptet, daß in München tarifliche Zustände herrschen. Kollege Selgmann verlas darauf ein Schreiben unseres Kollegen Lehmeier, München. Kollege Lehmeier berichtete eingehend über die Untariflichkeit dieses Betriebes. Die Widerlegung der Behauptungen des Kollegen Selgmann ist also nicht erfolgt.

**Köln a. Rh.** Das graphische Hilfspersonal der Kunstanstalt Kraemer & van Esberg, Wismastraße, hatte am Dienstag, dem 30. April mittags, wegen Lohnhöherungen die Arbeit niedergelegt, infolgedessen auch die gesamten Lithographen- und Stein-drucker ausgeperrt wurden, weil sie sich mit ihren Hilfsarbeitern und Hilfsarbeiterinnen solidarisch erklärten. Insgesamt stehen 60 Leute außer Arbeit. Die Firma hatte seit Jahren die Bestimmungen des Reichsarbeits für das deutsche Buch- und Zeitungsdruckerhilfspersonal auch für die Stein-druckerei auf Grund von Vereinbarungen eingehalten. Ende Februar erließ sie ohne Bestätigung der Organisation einen Anschlag, worin sie es ablehnte, künftige Lohnhöherungen im Buchdruckerberuf zu zahlen, und behielt sich außerdem vor, mit Neueintretenden Oberlöhne zu vereinbaren. Der Betriebsrat lehnte mit Recht die Unterjochung unter diesen Anschlag ab. Die neuen Lohnhöherungen am 1. April 1929 wurden nicht gezahlt. Verhandlungen blieben ergebnislos. Die Firma sowohl als der Vertreter des Arbeitgeberverbandes verzichteten sich hinter der Auffassung, der Buchdruckerberuf könne für sie nicht in Frage, da sie nur einen Stein-druckerberuf hätten. Wenn sie nun daraus folgerten, das Stein-druckerhilfspersonal höher zu entlohnen als im Buchdruck, weil auch die Durchschnittslöhne der Stein-drucker und Lithographen höher sind als die der Buchdrucker, so wäre das verständlich. Die Firma zieht aber die umgekehrte Schlussfolgerung. Sie will das Stein-druckerhilfspersonal niedriger entlohnen trotz schwerer, schmutzigerer und zum Teil genauere Präzisionsarbeit. Das Stein-druckerhilfspersonal steht durchaus im Recht, wenn es sich seine Arbeit nicht schlechter bewerten läßt als im Buchdruckerberuf. Die Organisation hat die Genehmigung zur Arbeitsniederlegung erteilt. Einmütig steht das Hilfspersonal mit der Gehilfschaft zusammen. Der Ausgang der Bewegung kann nicht zweifelhaft sein, da das Recht auf Seiten der Stehenden steht. Die Firma wird einsehen müssen, daß in der heutigen Zeit kein einseitiges Diktat durchführbar ist. Das mögen sich auch diejenigen Firmen merken, die heute noch glauben, die graphische Hilfsarbeitererschaft wie einen Spielball behandeln zu können. Die Kollegenchaft ist fast überall restlos organisiert.

### Literatur

**„Zeri.“** Ein Roman von Komaromi. Den Roman, den die Königsblöde Gutenberg, Berlin, als Vorbericht angekündigt hat, hat Alexander von Sacher-Masoch aus dem Ungarischen überetzt. Sacher-Masoch ist nicht nur der Entsetz eines berühmten Dichters, nicht nur der Erbe eines unerlölichen Namens, er ist selbst ein Dichter und weiß, was es heißt, etnen so feinen und zärtlichen Poeten wie Johannes Komaromi zu überleben. Der ersten deutschen Überlegung eines Komaromi wurde mit einem Nachwort zu „Zeri“ ein Erläuterungs-essay beige, durch den hoffentlich noch viele Romane dieses ungarischen Erzählers in die Bewunderung und Liebe der deutschen Leserschaft einziehen.

### Die Ortskrankenkasse der Stein-drucker und Lithographen zu Berlin

sucht zu baldigem Eintritt einen tüchtigen Hilfsarbeiter

mit leichter Auffassungsgabe und flotter, lesbarer Handschrift; sicherer Rechner.

Bei zufriedenstellender Leistung nach abgelegter Prüfung Aussicht auf Anstellung. Anfangsgehalt 225 Mark (Ledige) bzw. 243 Mark (Verheiratete).

Bewerbungen mit selbstgeschriebenen Lebenslauf und näheren Angaben über die bisherige Tätigkeit sind nur schriftlich an den Vorsitzenden der Kasse, Herrn Hugo Albrecht, Neukölln, Siriusstraße 2, zu richten.

Wer kennt den Aufenthalt des Hilfsarbeiters Friedrich Lüder, geboren am 2. Juli 1882 zu Berlin?

Gest. Adressen an H. Beyer, Leipzig, Range Straße 50, Bureau.

Anterer lieben Kollegin Josefine Blum und ihrem Gemahl zu ihrer Vermählung nachträglich die herzlichsten Glückwünsche.

Anterer lieben Kollegin Wilhelmine Hübner und Gemahl zu ihrer Vermählung die herzlichsten Glückwünsche.

**Abrechnungen**  
In der Woche vom 29. April bis 4. Mai sind die Abrechnungen der Gane 4a aus Nürnberg und 6a aus Leipzig bei der Hauptkasse eingegangen.  
Berlin, den 4. Mai 1929. S. L o b a h l.

Für die Woche vom 5. Mai bis 11. Mai ist die Beitragsmarke für das 19. Heft des Mitgliedsbuches über der Mitgliedsliste zu liefern.

Verantwortlich für Redaktion: R. G h u l e Charlottenburg. Vereinsverwaltung: R. G h u l e Berlin. Verlag: G. L o b a h l. Entlastungs- und Buchdrucker: G. L o b a h l. Berlin SW 61, Dreilindenstraße 6.